

³ Bloch, E. (1959). Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt: Suhrkamp.

⁴ Kruse, A./Schmitt, E. (2000). Wir haben uns als Deutsche gefühlt. Lebenssituation und Lebensrückblick (ehemaliger) jüdischer Emigranten und Lagerhäftlinge. Darmstadt: Steinkopff.

⁴ Casals, P. (1971). Licht und Schatten auf einem langen Weg. Frankfurt: S. Fischer.

Literatur

Ein Überblick über entsprechende Arbeiten und Konzepte findet sich zum einen im Fünften Altenbericht der Bundesregierung, der im Mai 2006 veröffentlicht werden wird.

Darüber hinaus wird in folgenden Beiträgen des Verfassers ausführlich auf diese Thematik eingegangen:

Kruse, A./Packebusch, R. (im Druck). Leistungsfähigkeit älterer Arbeitnehmer. In: B. Zimolong (Hrsg.), Enzyklopädie der Psychologie – Ingenieurpsychologie. Göttingen: Hogrefe.

Kruse, A. (2001). Der Beitrag der Erwachsenenbildung zur Kompetenzentwicklung im Alter. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 4, 555–575.

Kruse, A. (2001). Psychology of education in old age. In N.J. Smelser/P.B. Baltes (Eds.), International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences (Vol. VI, pp. 4223–4227). New York: Pergamon.

Kruse, A./Schmitt, E. (2001). Adult education and training. In N.J. Smelser/P.B. Baltes (Eds.), International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences (Vol. V, pp. 139–142). New York: Pergamon.

Kruse, A. (1997). Bildung und Bildungsmotivation im Erwachsenenalter. In F. E. Weinert/H. Mandl (Hrsg.), Enzyklopädie der Psychologie – Pädagogische Psychologie: Psychologie in der Erwachsenenbildung (S. 120–166). Göttingen: Hogrefe.

Kruse, A./Rudinger, G. (1997). Leistung und Lernen im Erwachsenenalter und Alter. In F. E. Weinert/H. Mandl (Hrsg.), Enzyklopädie der Psychologie – Pädagogische Psychologie: Psychologie der Erwachsenenbildung (S. 167–209). Göttingen: Hogrefe.

Ralf Evers: Schwellen und Passagen

Altern und Alter im theologischen Blick

I. Altern – die Negation unserer Selbst

Schärfer als viele andere bestimmt Jean Améry (1987) das Altern als ein sich-selbst-fremd-Werden, an dessen Ende das Leben konturlos werde. Wo sich das Altern an der absoluten Grenze des Todes bräche, werde es zum Sterben, zur Dämmerung, in der die Gesichtszüge der Anderen bedeutungslos und ihre Gesichter leerer würden, obgleich ihre Blicke prägend blieben. Es ist wohl nicht ohne Grund, dass Améry die Macht des Alterns und sein Wohin nur in Metaphern anzugeben vermag:

„Sagten wir, dass im Altern die Welt zu unserer Verneinung werde? Wir hätten ebenso gut sagen dürfen, dass wir schon im Begriffe stehen, die Negation unserer selbst zu sein. Tag und Nacht heben einander auf in der Dämmerung.“ (1987: 68) Es ist im lebenslangen Verfall der Vorschein der Nacht, der in diesem Bild vom Lebensabend die Szene bestimmt. Die jedes Altern begleitende Gewissheit des eigenen Sterbens verdichtet sich. Unabhängig davon, ob er als erlösend oder als bedrängend empfunden wird, prägt die negierende Macht des Todes dem Leben am Ende seinen Stempel auf und schafft – folgen wir Améry – das Alter.

Dabei ist es nicht nur die Zeit, die verfliegt und uns zwingt, zur Negation unserer selbst zu werden. Es sind viel mehr auch die sozialen Bezüge, die das Altern zum Schicksal werden lassen. Die Spannung des Alterns ist nicht nur auf die radikale Diskrepanz zwischen Welt- und Lebenszeit zurückzuführen. Ebenso bedeutsam sind die Veränderun-

gen im sozialen Nahbereich, die notwendig werdenden Rollenveränderungen oder die Verluste spezifischer Funktionen im Generationenverbund wie in der Gesellschaft. – Améry bedenkt auch diese Dimension und folgert, dass sich in dem grundlegenden Spiel mit dem Sein und dem Nichtsein, dem Ich und dem Nicht-Ich, das jedes Altern kennzeichnet, die Oppositionen am Ende in ein spannungsvolles Miteinander auflösen. „Wer[sc. als Alternder] ... versucht, die Wahrheit seiner Verfassung zu leben, ... ist, wie die Gesellschaft das verordnet: was er ist, ein Nichts, und eben in der Anerkenntnis des Nichts-Seins noch ein Etwas. Er macht die Negation durch den Blick der anderen zu seiner Sache und erhebt sich gegen sie. Er lässt sich ein auf ein unableistbares Unternehmen. Das ist seine Chance und ist, vielleicht, die einzige Möglichkeit, wahrhaft in Würde zu altern.“ (Améry 1987: 94)

Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Nichts-Sein, die der Verlauf der Zeit und mehr noch der prägende Blick der jüngeren Anderen aufzwingt, und der trotzi-ge Protest dagegen markieren die Pole der letzten Aufgabe des menschlichen Werdens in der Dämmerung des Lebens. Sie sind die Charakteristika des Alters.

Einwände gegen diese – pessimistische – Bestimmung von Altern und Alter sind notwendig und schnell bei der Hand. Doch bleibt ihr Trost eigentümlich spröde angesichts der Erfahrungen von Belastung, Abbau und Verlust, die mit dem physischen, psychischen und kulturellen Altern einhergehen. Gewiss kennzeichnen Reifung, Gewinn und Befreiung ebenso wie die genannten nega-

tiven Aspekte das Werden eines Menschen. Und dennoch versagt die Logik der Bilanz angesichts der andauernden Veränderung, als die wir unser Leben erfahren. Erst wenn wir uns von der Dominanz des Erfolgskalküls lösen, befreien wir uns von der den schlichten Oppositionen von Werden und Vergehen oder von Zunahme und Abnahme. Das Alter und das Altern kennzeichnet nicht das Gegenüber, sondern das dialektische Ineinander beider Aspekte: Das Altern ist die qualitative Veränderung menschlichen Seins. Es ist die Signatur unseres Werdens. Wo und wie aber kommt das Altern an sein Ziel?

II. Bildung und Weisheit

Über die Brisanz dieser Frage täuscht oft der vorschnelle Trost der wissenschaftlichen Aufklärung wie der alltäglichen Lebenspraxis hinweg. Zwar gilt auch hier das Alter, bedingt durch seine gesellschaftlich etablierten Stigmatisierungen wie durch Verteilungskämpfe zwischen den Generationen, noch in gewisser Weise als soziales Schicksal (Thomae 1996). Doch wird dem insbesondere auf der individuellen Ebene entgegengestellt, dass das Alter gleichsam auch einen Raum der Verheißungen bilde, den sich die Menschen mit ihren eigenen Potenzialen und Kompetenzen zu erschließen vermögen (Rott/Oswald 1988; Kruse 1990). Die entscheidende Botschaft lautet kurz gefasst: Erfolgreiches Altern ist möglich (Baltes/Kohli/Sames 1989; Baltes/Baltes 1990). Altern und Alter wird damit zur – individuellen – Bildungsaufgabe.

Diese Konsequenz hatte 1962 bereits Otto Friedrich Bollnow gezogen, als er feststellte, dass es nicht genüge, „den Menschen durch ärztliche Hilfe ihre Altersbeschwerden zu erleichtern und sie durch gelegentliche Unterhaltung von ihnen abzulenken; es kommt vielmehr darauf an, ihnen zu helfen, mit ihrem Alter in einer richtigen und sinnvollen Weise fertig zu werden.“ (1962: 385f.) Voraussetzung dafür ist nach Bollnow, den Blick für den Wert und die Schönheit des Alters zu öffnen und diejenigen Arbeiten und Aufgaben herauszufinden, zu denen Alte in einem besonderen Maße geeignet sind. Nur so ließe sich erkennen, dass „das, was sich bei den Alterserscheinungen zunächst als lästige Schwäche aufdrängt, bei näherer Betrachtung zugleich einen guten Sinn enthüllt und sich geradezu als Ausdruck eines besonderen Vorzugs des hohen Alters erweist“ (1962: 388). In ausgesprochenen Alterswerken werde „die Oberfläche ... gleichsam durchsichtig, und hinter ihr erscheint eine geheimnisvolle Tiefe. ... In all dem löst sich der Mensch aus dem unmittelbaren Bezug zur Welt. ...

Aus dem größeren Abstand ergibt sich ein neues und tieferes Verhältnis zur Wirklichkeit.“ (1962: 392f.)

Was hier präsentiert wird, ist ein Bild des Alters, in dem nicht die Lebensklugheit und Erfahrung die zentralen Kennzeichen sind, sondern eine grundsätzliche Transformation der Wirklichkeitssicht, die in einer bemerkenswerten Weltferne wurzelt und zur endgültigen Emanzipation des Subjekts führt. Gerade weil Bollnow aber auch feststellt, dass sich das Alter auf seiner anderen Seite als „spannungshafter Kampf zwischen der nach Vollendung strebenden Seele und dem immer stärker widerstrebenden Körper“ (1962: 395) darstellt, drängen sich die Fragen auf. Die entscheidenden sind: *Ist das Altern in diesem Sinn von allen lernbar? Wie schließen andere mit ihrem Leben ab? Und: Unter welchen Bedingungen ist der Preis, den alternde Menschen für ihre Vollendung zahlen, eigentlich aufzubringen, wenn die Aufgabe sozialer Beziehungen, der Relativierung des schwächer werdenden Körpers und letztlich die Bedeutungslosigkeit der Zukunft die Bedingung des veränderten Wirklichkeitsverhältnisses und der Vollendung der Seele sind?*

III. Theologische Zwischenbetrachtung: Schwellen und Passagen

Im Alltag der meisten Menschen haben diese Fragen nur bedingt mit Religion zu tun. Der Alltag trägt sich selbst und bedarf keiner religiösen Stabilisierung. Der Religion wird vielmehr der Umgang mit Grenzerfahrungen zugewiesen. Nicht nur für das Alter gilt aber, dass solche Grenzerfahrungen den Alltag selbst durchziehen. Schwellen und Passagen sind nicht auf dramatische Ausnahmesituationen beschränkt, sondern jeder Augenblick menschlichen Werdens kann die eingespielten Selbstverständlichkeiten an eine Grenze führen: „die Begegnung mit einem anderen Menschen, das Erlebnis eines ungewohnten und unerwarteten Ereignisses, die Erinnerung an Vergangenes, das Wachwerden eines Wunsches, die Erfahrung eines Traumes ...“ (Luther 1992: 217). Solche Grenzerfahrungen werden in aller Regel negativ als Krisen bestimmt. Sind sie auch als Chancen zu begreifen?

Diese Frage ist maßgeblich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die individuellen Lebensübergänge nicht seltene biografische Ausnahmen darstellen, sondern die Lebensgeschichte insgesamt konstituieren. Leben heißt in Übergängen leben.

Die von Arnold van Gennep beschriebenen transitorischen Übergangsriten sind als Grundmuster aller Ritua-

le zu werten (1986). Sie umfassen drei Phasen: die Trennungs-, die Schwellen- und die Angliederungsphase. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Schwellenphase, in der es zu einer radikalen Umwertung der ansonsten üblichen Wertungen kommt. Die Normalität, die in der Trennung wie in der Angliederung vorausgesetzt wird, wird in der Schwellenphase ausgesetzt. Weder das Neue, noch das Alte gilt. Die Ordnung ist offen, vieles, wenn nicht alles ist möglich. Die Schwellenphase ist paradox und mehrdeutig und verlangt eine besondere Form von Reflexivität.

Es ist das Verdienst Victor Turners, diese Schwellenzustände in der Kultur moderner Industriegesellschaften benannt zu haben. „Wir werden in solchen Riten mit ‚einem Augenblick in und außerhalb der Zeit‘, in und außerhalb der weltlichen Sozialstruktur konfrontiert, der ... das Erkennen einer generalisierten sozialen Bindung offenbart, die aufgehört hat zu bestehen und gleichzeitig erst noch in eine Vielzahl struktureller Beziehungen unterteilt werden muss“ (1989: 96). Gesellschaft wird in der Schwellenphase mit ihren antistrukturellen Bedingungen unstrukturiert und offen erkennbar. Turner spricht von *communitas* (1997: 70ff, 74ff.). Schwellenphasen sind also nicht nur Trennlinien, sondern Bereiche ganz eigentümlicher Ordnung, die aus der Perspektive der alten Ordnung als chaotisch erscheint, im Durchleben des Schwebezustands aber durchaus auch als befreiend erlebt wird.

Religion kann in den Übergangssituationen die Funktion ritueller Aktualisierung und Steuerung übernehmen. Ihr Ziel wäre es dann, die Momente des Umbruchs und die Erfahrung der Führungslosigkeit schnell zu überwinden und ihre Auswirkungen gering zu halten. Religion kann sich aber ebenso im Zwischenbereich ansiedeln. Sie ermöglicht das Erleben der Diskontinuität und ist der besonderen Form der liminalen Reflexivität verpflichtet. Religion ermöglicht es, neue Orientierung auszuprobieren und spielerisch zu erleben. Diese Wendung muss im Blick auf Altern und Alter durchdacht werden.

IV. Haben oder Werden

Das Altern ist nicht notwendig durch Krankheit und Verfall bestimmt. Wohl aber sind der Dauer des menschlichen Lebens physiologische und psychologische Grenzen gesetzt, die nicht ohne Verlust an Realismus geleugnet werden können. Eine dieser Begrenzungen ist her-

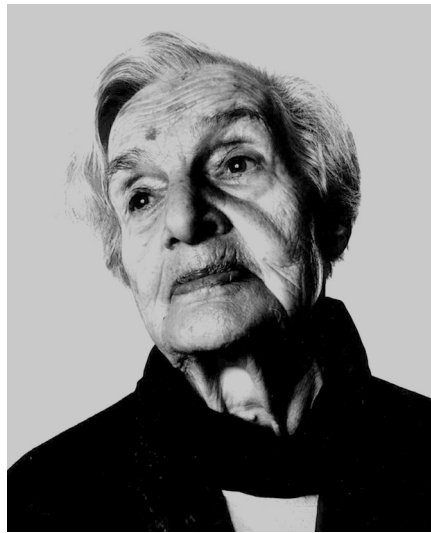
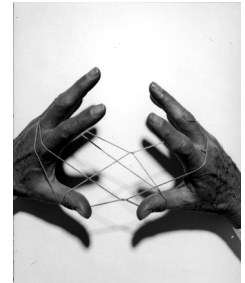


Foto: Roman Raacke



Ruth Alice, *1920
„Neugier, wie es dem Schöpfer unserer so differenzierten Welt gelingt, aus einem zusammengewürfelten Haufen von alten und behinderten Menschen eine Gemeinschaft zu machen.“

vorzuheben: Das Altern geschieht biografieabhängig. Die Unverwechselbarkeit wie die Gestaltbarkeit eines Lebens ist stets gegeben; beides wächst aber in dem Maß, in dem sich die Individuen ihr Leben aneignen und selbstbewusst gestalten. Tatsächlich ist das Altern in vielen Hinsichten ein unausweichliches Geschehen. Es ist ein biologischer Vorgang, aber auch ein subjektiv erlebter und sozial strukturierter Prozess, in dem und durch den das Subjekt wird. Entscheidend für die wissenschaftliche Betrachtung wie für das subjektive Empfinden und die Möglichkeiten der Gestaltung des menschlichen Werdens eine Vorstellung vom Wohin des Alterns. Die eigentlichen Fragen lauten: Das Leben endet. Welchen Wert messe ich da dem Alter als der letzten Lebensphase zu? Welchen Sinn hat mein Werden?

Aus der biografischen Betrachtungsweise, aus der Beziehung des gegenwärtigen Zustands auf die persönlichen Erfahrungen und Hoffnungen, entsteht eine Vorstellung vom eigenen Alter, dem ein gesellschaftlich verfasstes und bewertetes Bild vom Alter gegenübertritt. Von beidem zu unterscheiden sind die Vorstellungen vom Alter, die nicht die Subjekte, sondern ihre Generation betreffen: das Alter als Lebensphase oder als Subkultur. Soziale Stigmatisierungen und individuelle Krisen- und Verlusterfahrungen sind Herausforderungen für das persönliche wie gesellschaftliche, das individuelle wie das kollektive Altersbild. Das Alter ist in jedem Fall ein wertender Begriff. Doch von welchem Bezugspunkt aus spricht er über das gelebte Leben sein Urteil?

Ist Altern grundsätzlich genommen das menschliche Leben zum Tod hin, dann ist das Alter die Bewertung dieses

Lebens vom Tod her. Der Abbruch und Verlust des Gewohnten kann dabei ebenso in den Vordergrund treten, wie der besondere Wert dieser eigenständigen Lebensphase, die jedenfalls mehr ist als eine bloße Übergangszeit – bereits jenseits des Eigentlichen, doch noch vor dem Endgültigen. Das Altern des Menschen ist so eindeutig wie alles Werden nur sein kann. Es geschieht als stete Veränderung und ist innerhalb bestimmbarer Grenzen gestaltbar. Die Deutung des Alterns, die Vorstellungen seiner Grenzen und seines Wohins aber – die Bilder vom Alter sind vielfältig. Nicht das Altern, sondern das Alter ist das Problem. Denn für eine positive Wertung des Alters ist es keineswegs ausreichend, individuelle Fähigkeiten, die durch das Altern begünstigt werden, zu benennen. Solche Fähigkeiten sind wichtig, müssen sich aber in einen sozialen Rahmen einordnen lassen und sich in ihm auswirken. Weder das Konstrukt Alter noch das Phänomen Altern darf dem Lebenszusammenhang entnommen werden. Gerontologie als Wissenschaft hat sich der synchronen wie diachronen Einbettung von Altern und Alter in individuelle und gesellschaftliche Zusammenhänge zu stellen.

Ich hatte oben vorgeschlagen, Altern wie Alter dialektisch zu bestimmen und durch Verbindungen, wie die von Schicksal und Aufgabe, zu kennzeichnen. Entklammerung, Befreiung und Authentizität stehen Verpflichtung, Pathologisierung und Determination gegenüber. Die Näherbestimmung des Alters durch lebensaltersspezifische Entwicklungs Herausforderungen – durch Schwellen und Passagen –, die sich diesen Polen stellen, oder durch Potenziale, die die Fähigkeit des Individuums begründen, diesen Aufgaben zu entsprechen, weisen ebenfalls über den bloßen Dualismus hinaus und sind darüber hinaus nur hinreichend bestimmt, wenn sie den Zusammenhang von individuellem Altern und gesellschaftlicher Determination zureichend erfassen. Dass dabei der Bruch mit Illusionen über die eigene Existenz eine entscheidende Aufgabe darstellt, legen nicht nur die altersbedingten Verlusterfahrungen nahe. *Auch die existentielle Begrenztheit des Menschen, die Unumkehrbarkeit des Lebenslaufs und die radikale Offenheit aller Zukunft sind in Rechnung zu stellen.*

Leben als Fragment

Der Mensch vermag sein Werden nicht zu überblicken und als sinnstiftendes, abgeschlossenes Ganzes vorzustellen. „Wie nun? Ich bin. Aber ich habe mich nicht.

Darum werden wir erst.“ – so formulierte Ernst Bloch sein bekanntes „Zuvor“ (1985: 1). Lebensrückblicke, die mit einem Federstrich das gelebte Leben abschließend bilanzieren und als vollendet vorstellen können, müssen als „biografische Illusionen“ bestimmt werden. Nicht nur, weil sie dem Leben eine Logik unterlegen, der es möglicherweise niemals folgte (Bourdieu 1986), sondern vielmehr auch, weil sie dem – erzählenden – Ich die Möglichkeiten weiteren Werdens verstellen und damit der Erschließung einer Zukunft berauben.

Bedeutsamer sind vielmehr die aufgrund der Akkumulation von Erfahrungen im lebensgeschichtlichen Selbstbild aufgeschlossenen Zukunftserwartungen, die in Erzählungen alter Menschen oft überraschend konkret und realistisch gedacht werden. Die vorrangigen Lebensziele entspringen im Alter nicht mehr – wie das Streben nach Kohärenz und Stabilität – dem Druck des Selbstseinwollens, sondern der spannungsreichen Erfahrung, geworden zu sein, und dem Vertrauen darauf, weiter zu werden oder – wenn die Nähe des Todes als unausweichlicher Abbruch des eigenen Lebens erkannt wird – der Freiheit, in die Fragmentarität des eigenen Lebens einzuwilligen.

In solche Situationen hinein entworfene Lebensgeschichten spiegeln im Rückblick auf das gelebte Leben wie im Ausblick auf die eigenen Sehnsüchte, Hoffnungen und Wünsche die Suche des Subjekts nach sich selbst und dem Sinn seines Lebens. In ihrem Kern bieten die Lebensgeschichten Lebensentwürfe, die vorrangig nicht der Logik der Bilanz gehorchen oder die gemachten Lebenserfahrungen zu Klugheitsregeln verdichten, sondern die von der Fragilität, der Gefährdung und der Vergänglichkeit menschlichen Werdens zeugen und darin der Realität von Altern und Alter entsprechen. Damit widersprechen sie jenen vorschnellen Tröstern, die ihr pessimistisches Menschenbild kaschieren und die negativen Modi des Werdens überblenden, indem sie sie vor einem strahlend positiven Hintergrund aufbauen. Das Material für diesen Hintergrund liefert die Vorstellung eines gelingenden Lebens, liefert die Perspektive einer vollendeten Ganzheit.

Entsprechende Vorstellungen sind aus der identitätstheoretischen Diskussion bekannt, die das offene, un-abgeschlossene und fragmentarisch bleibende individuelle wie soziale Sein als tendenziell defizienten Modus betrachtet. In der angedeuteten Illusion der bilanzierenden Biografie, das Leben sei an sein relatives Ende gekommen, lässt sich eben diese Wertung entdecken. Ich-Geschichte wird zur Reifung, die die Erfahrungen des

Verlusts und die Gefühle des Schmerzes relativiert. Die unvollendet gebliebenen Lebenswege, die zerstörten Hoffnungen, die faktischen Verlust- und Leidenserfahrungen werden einem sinnstiftenden Ganzen untergeordnet, dass es so nicht gibt. Die „Ruinen unserer Vergangenheit, Fragmente zerbrochener Hoffnungen, verworfener Möglichkeiten, vertaner und verspielter Chancen“ (Luther 1992: 168) werden gezwungen, im Ziel des Lebens aufzugehen.

Die Vorstellung eines erfolgreichen Alterns und damit einhergehend die Erwartung eines Alters, in dem ein Mensch zum vollständigen und alle Erfahrungen und Hoffnungen integrierenden Abschluss seines Lebens kommt, betrügen das Subjekt um sein Werden. Die Vorstellung vom sinnstiftenden Ganzen eines Lebens „ist auf die Verleugnung nichtrealisierter Wünsche der Vergangenheit und die Verdrängung nicht positiv verarbeiteter Schuld- und Versagenserfahrungen angewiesen. ... Sie ist ... auf die Ausblendung des überraschend Neuen einer offenen Zukunft angewiesen, die Weiterentwicklung provozieren und Erstarrungen des Selbstbilds aufbrechen würde. ... Sie ist schließlich auf die Abschottung gegenüber dem / den Anderen angewiesen, dem das Ich nur als derselbe fremdbleibend gegenübertritt, ohne die Begegnung mit dem Anderen als Veränderung zu verstehen.“ (Luther 1992: 170) Dabei macht es keinen Unterschied, ob diese sinnkonstituierende Ganzheit dem Werden als Ziel aufgegeben oder als Vision vorgegeben wird, beides hat mit dem Leben nichts zu tun.. Das Kalkül konservierenden Bewahrens trifft sich in der Leugnung der Relevanz des Gebrochenen und Fragmentarischen mit den Sehnsüchten des klassischen utopischen Denkens. In beider Logik liegt es, die Trauer über Unvollendetes, die Hoffnung auf Mögliches und die Liebe zum Anderen aufzuheben und in die Vorhalle eines Tempels zu verbannen, in dem der Ganzheit gehuldigt wird. Der Trost der festgefügt Welt- und Wertbilder ist teuer erkauf.

V. Das Alter als späte Freiheit

Die angedeuteten anthropologischen Annahmen, die Verwiesenheit des Menschen auf Sinnentwürfe und ihre Erfüllungsmöglichkeiten, die soziale Verfassung des Menschseins, das Werden des Lebens und seine Endlichkeit, betreffen alle Lebensalter gleichermaßen, verändern sich aber im Prozess des Alterns und werden im Alter selbst radikalisiert (Rentsch 1994: 297). Das eigene

Selbstverständnis muss sich hier aufgrund der Gebrochenheit der Selbstwerdung, aufgrund der individuellen Radikalisierung von Körperbewusstsein und Zeiterfahrung und aufgrund der sozialen Determination immer neu konstituieren. Endlichkeit und Sinn, Negativität und Erfüllung sind mit der Idee der Menschlichkeit zu verschränken. Im Blick auf diese umfassende Aufgabe erscheint es beinahe unangemessen, vom Alter als „später Freiheit“ zu sprechen (Rosenmayr 1983). Tatsächlich gibt es diese Freiheit, doch entsteht sie weder vorrangig aus einer wachsenden Autonomie noch aus erhöhten Freiheitszubilligungen durch die soziale Umwelt. Ihre Basis ist vielmehr, dass der Mensch ein „entwicklungsoffenes Selbststeuerungssystem“ ist, ein historisch-biografisch verfasstes und damit erfahrungsbezogenes Subjekt. Eine entsprechende Konzentration der Lebensziele bewahrt die Lebensgestaltung wie die Entwicklung davor, sich in der Sucht nach ständigem Wachstum zu verlieren. Dazu ist das Streben nach Kohärenz und Kontinuität und der Druck des Selbstseinwollens durch das Vertrauen, werden zu können, zu ersetzen. „Der Mensch soll ... im ‚Geschäft der Zeitlichkeit‘, im Wahn bornierter Selbstbehauptung oder in stets erneuerter ‚utopischer‘ Selbstflucht seinen potentiellen Ewigkeitsbezug, also seine ‚Offenheit‘ nicht verlieren. Das ‚Werden Können‘ darf nicht geopfert werden, weil es zum innersten Leben gehört.“ (Rosenmayr 1983: 178)

In der Gelassenheit und Hoffnung, die dieser Zug über das eigene Ich hinaus impliziert, wurzelt die späte Freiheit. Sie hält die Chance zu einem veränderten Leben bereit. Aber dieses Leben muss entworfen werden, was



Foto: Roman Raacke



Karl-Heinz, *1925
„Wegwerfen kann man immer noch.“

im hohen Alter auch Geschehenlassen bedeuten kann. Die besonderen Fähigkeiten alter Menschen sind hier spürbar: ein vertieftes Urteilsvermögen, das Widersprüche zu verbinden vermag, die Fähigkeit, Unsicherheiten zu ertragen, die Fähigkeit, frühere Urteile zurückzunehmen, die Fähigkeit, eigene Lebenserfahrungen einzubringen sowie Selbstbejahung und Risikotoleranz. Eine solche Befreiung im Alter setzt ein Wissen über sich selber voraus, das aus der Anerkennung von Schmerzen und Sehnsüchten und aus der Beziehung zum Anderen immer wieder neu gewonnen werden muss. Dass so Individualität durch zielgerichtetes Handeln, biografische Reflexion und lebensgeschichtliches Erzählen entsteht, ist die Verheißung der „späten Freiheit“. „Im Absehen vom Gewordensein liegt Freiheit.“ (Rosenmayr 1983: 261) – Rosenmayrs anthropologische Betrachtungen tragen entscheidend zur Bestimmung des Alters bei. Doch vernachlässigt er trotz einzelner Hinweise die Bedeutung der individuellen wie sozialen Lebenssituation in der Spätmoderne.

Gerade der alte Mensch repräsentiert aber, eindeutig als die Angehörigen anderer Lebensalter, jenes Subjekt, das zum Kennzeichen der Spätmoderne wurde: Den Menschen, der Probleme und Chancen des eigenen Lebens darin sucht, sich selbst absolut setzend, bindungslos und emanzipiert zu leben. Der Alte heute erscheint als individualistischer Radikaler: „Alt ohne Außenbezug, alt in eigensinniger Hinsicht, alt nur in Beziehung auf die Kurve der eigenen Biographie“ (Sloterdijk 1994: 20). Fordert man diesen Außenbezug ein, wird klarer, dass ältere Menschen in vielem nicht anders sind als jüngere. Die Dominanz des Individuellen bestimmt das Alter als Ergebnis eines Alterns, das nur das Subjekt an seinem Lebenslauf festzustellen vermag. Durch diese Entnahme aus zwischenmenschlichen Relationen erwächst ein Konflikt der Generationen durch die Entpflichtung und Verpflichtung der Einzelnen: Entpflichtung von Solidarität und Verpflichtung zu individueller Vorsorge und Lebensgestaltung. „Die neuen Alten nehmen nun endlich auch für sich die Rechte des absoluten, des herkunftslosen, des entbundenen Kindes wahr, sie realisieren folgerichtig die natürliche Dissidenz des Seniors und reklamieren ihren Anteil an den Glücksgütern der Welt mit einer geschichtlich beispiellosen Nachdrücklichkeit.“ (Sloterdijk 1994: 23) Ist das der Vorschein einer anderen Zukunft? Mit der späten Moderne scheint das in der späten Freiheit noch gerettete Modell des weisen Alten an sein Ende gekommen zu sein. Von Weisheit im Alter lässt sich – so oder so – nicht mehr ungebrochen sprechen.

VI. Alter und Religion

Den altersbedingten Verlusterfahrungen wird oft die Zunahme an Erfahrungen entgegengesetzt. Erweitert führte dieses Modell zu einem Geflecht gegenseitiger Abhängigkeit der Generationen, in dem die physische Kraft der Jungen durch die Einsicht der Alten ergänzt wird. Zu den spezifischen Problemen einer spätmodernen Gesellschaft gehört nun neben der radikalisierten späten Freiheit die Tatsache, dass das Alter und sein Erfahrungswissen gesellschaftlich weitgehend funktionslos geworden sind (Assmann 1995: 242). Die Folge ist, dass Weisheit im Sinn erfahrungsbasierter Wissensbestände in posttraditionalen Kulturen nicht mehr durch eine soziale Rahmung gestützt wird. Dass sie gleichwohl von jedem Individuum im Rahmen der individuellen Entwicklung erlangt werden kann, suchen eine ganze Reihe insbesondere psychologischer Studien zu erweisen (Überblick in Förster 1993), denen die Betonung gemeinsam ist, dass die postreproduktiven Jahre des Ruhestands mit einer spezifischen Art von Weisheit verbunden sind, die als Integration allgemeiner kognitiver, affektiver und reflexiver Komponenten bestimmt wird (Clayton/Birren 1980).

Weisheit wird in der Regel als das Ergebnis eines Wachstumsprozesses bestimmt und als erstrebenswertes Stadium menschlicher Entwicklung dargestellt. Nicht ausgemacht ist, ob Weisheit als eine Form des Wissen zu betrachten ist oder ob Weisheit nicht vielmehr eine Fähigkeit darstellt, die es den Menschen ermöglicht, sich auch in unbekanntem Situationen situationsgerecht zu verhalten oder zu entscheiden. Doch Weisheit ist mehr als die wie auch immer erworbene Akkumulation von Wissensbeständen. Schon die Hinweise auf Erfahrungen zeigen, dass Weisheit auch mit dem Umgang mit Gewusstem und Ersehntem und mit deren Verdichtung zu Erfahrungen, Prinzipien oder Verpflichtungen zu tun hat. Weisheit hat sich umfassend auszuweisen. Nicht die grundsätzlichen Prinzipien und auch nicht bindende Verpflichtungen bestimmen ein Verhalten oder eine Einsicht als weise, sondern Weisheit bewährt sich darin, aus Erfahrungen Lehren zu ziehen und diese anzuwenden. Weises Handeln lebt von der Fähigkeit, das Leben realistisch, als Zerbrochenes und Unvollendetes, wahrzunehmen und zugleich hoffend seine Vollendung anzustreben. Mit Weisheit in diesem Sinn aber hat es Religion zu tun.

Religion lebt vom Ineinander von Schmerz und Sehnsucht. Ihr Bezugspunkt ist eine Vision vom Leben, in der das Werden an sein Ende gekommen ist. Sie bewährt sich in diesem Bezug auf eine Vollendung, die es so nicht

gibt, und die kein Ziel, sondern vielmehr Horizont und Maßstab des Werdens darstellt. Religion erweist ihre Wirksamkeit in ihrer Bedeutsamkeit. Aus der Akkumulation von Wissen am Ende des Lebens wird die Fähigkeit, Leben zu deuten und Werden zu orientieren. Bedingung dazu ist, dass Weisheit ihren Realismus aufbaut auf einem Traum vom Leben, auf einer anderen Utopie, in der Erfahrungen sich zu Sehnsüchten verdichten.

Das, was im Leben noch aussteht, das gelingende Selbstsein des Menschen, die befreiende Überwindung der Entzweiung und die Entfaltung der Vernunft, ist nichts, was unvermittelt jenseits der erfahrbaren Wirklichkeit liegt. Die verändernde Vision gelingenden Menschseins erschließt sich vielmehr aus der Veränderungsbedürftigkeit und aus der Veränderungsfähigkeit der Gegenwart. „Alle Utopie [!], die geschichtlich werden will, wurzelt im Topos. Sie muss in der Bedingung angelegt sein und in ihr schon erfahren werden. Sie ist nichts weiter als vorgezogene Wirklichkeit, imaginierte Entfaltung eines erkennbaren Beginns. Sie ist das Gedächtnis einer verdunkelten Welt. ... Zukunft ist auch hier nicht mehr, als was wir heute als die Zukunft sein könnten.“ (Heydorn 1980: 293) Religion treibt das Werden der Menschen im Alter voran, indem sie der gegenwärtigen Entzweiung die Bewältigung gegenüberstellt: Wenn der Mensch durch Freiheit bestimmt und in seinem Wesen der Anspruch auf deren Verwirklichung wurzelt, lässt dies den gegenwärtigen Verhältnissen keine Ruhe. Dabei sind die Funktionen von Religion ebenso reflexiv wie konstruktiv zu bestimmen. Sie stellt sich den Erfahrungen individueller Fragmentarität wie den gesellschaftlichen Zwängen, und bringt zugleich im Widerspruch die unverwirklichten Möglichkeiten zum Vorschein. Sie verpflichtet das Subjekt – weg vom Gewordenen hin zum Werden – und qualifiziert es zugleich. Gibt Religion diese kritischen und transzendierenden Momente auf, wird sie zum Handlanger des status quo. Es bestätigt sich die alte Ahnung, dass Religion im engsten Sinn bedeutet, der Wahrheit des Lebens nahezukommen.



Foto: Roman Raacke



Brigitte, *1915
„Das Wichtigste im Leben ist:
Zu begreifen, dass Leben lernen nicht mit der Schulzeit endet, sondern mit dem letzten Atemzug.“

ruhigung und Befremdung über unsere Welt. Nicht die Behauptung, dass alles letztlich und irgendwie schon in Ordnung sei, ist ein Trost, – dies ist vielmehr das Zurückstoßen in die Trostlosigkeit unserer Verhältnisse, die alle Auswege versperrt. Tröstlich ist dagegen die Befreiung, nicht länger lügen zu müssen, nichts länger beschönigen und verteidigen zu müssen. In Klage und Verzweiflung liegt mehr ehrliche Hoffnung als in der Beteuerung von Sinn und Lebensgewissheit. Die Trauer hält die Treue zum Anderen, zum Besseren, zum Ende des Leidens, den die Affirmation des Daseins längst vergessen hat. Nur wer klagt, hofft.“ (Luther 1998: 170) Eine Lebensklugheit ohne Tränen untergräbt dagegen den Trost, den sie verspricht. „Sie gerät mit dem Zuspruch von Sinn, Halt, Beruhigung in gefährliche, weil letztlich ununterscheidbare Nähe zu den zynischen Realisten, die das Leiden und der Schmerz der Anderen nicht mehr betroffen macht und die ein Arrangement mit dieser Welt und ihrem Leben gefunden [haben].“ (Luther 1998: 170)

Religion reißt aus diesem affirmativen Arrangement mit der Welt heraus und verbindet vielmehr den Protest und das Anrennen gegen den Tod mit der Erinnerung an das Werden. Allein durch diesen Zusammenhang bürgt Weisheit für eine andere Zukunft und hält an der Möglichkeit ihres Erreichens fest, gerade weil sie darum weiß, dass der Tod mehr als ein Graben ist, den es nur zu überspringen gilt. Identität als Ganzheit des Lebens, als Vollendung und Erfüllung bleibt unerreichbar und lässt sich daher auch nicht in der Erwartung eines ewiges Leben

VII. Bilder eines veränderten Menschseins

Die Stärke der Religion ist nicht in dem beruhigenden Trost stabilisierender Lebensgewissheit zu suchen. Ihr Trost „besteht vielmehr in der anhaltenden Beun-

vorwegnehmen. Vielmehr existiert Identität allein als Hoffnung darauf, dass das Werden des Subjekts an sein Ende gelangt.

Die späte Freiheit entbindet von den Fesseln einer missverstandenen Utopie, von der Nötigung zum Neuen und Anderen. Der Mensch entdeckt vielmehr zunehmend, dass das Ende seiner Geschichte und mithin die Perspektive des eigenen Werdens nur durch das Leben hindurch zu finden ist. Das entscheidende Problem des Alterns ist daher nicht die Gefahr, die eigene Identität zu verlieren, sondern die Suche nach ihr aufzugeben. Alter und Weisheit finden sich in der Aufgabe, das Leben von der mit dem Tod gegebenen Fragmentarität des eigenen Werdens wie von der Hoffnung her anzunehmen und zu gestalten. Die Vorwegnahme des Ichs im Entwurf und das Wissen um die eigene Unvollkommenheit und Gebrochenheit bilden den Schlüssel zu einer Lebensgeschichte. Sie erzählen zu können, ist keine Frage des Lebensalters, auch wenn das Alter in besonderer Weise die Integration (Erikson 1973: 117ff.) lebensgeschichtlicher Erfahrungen fordert wie ermöglicht, es ist ein Moment von persönlicher Weisheit.

Die Lebensgeschichte ist der Einspruch gegen die Unsinnigkeit der eigenen Existenz. In ihr weigert sich das Ich zu verstummen und hält an der Vermutung fest, dass es mit ihm etwas auf sich haben könnte. Das gelebte Leben erzwingt ihre Konzentration auf das Gebrochene und Verletzliche; die Sehnsucht aber drängt nach Räumen des Werdens. Sie werden in den Lebensgeschichten im Entwurf eröffnet und als Bilder eines veränderten Menschseins begehbar. Und schließlich ist sogar Versöhnung im Sinne von Heilung des immer Fragment bleibenden und sich auch im entwerfenden Erzählen letztlich selbst verfehlenden Subjekts erfahrbar – durch die Vorwegnahme von Identität im Angesicht des hörenden Anderen. Dieser hebt das Leiden und die Bedrängnis, die erfahren wird, nicht auf in ein umfassendes sinnstiftendes System, das sich letztlich über sich selbst täuscht. Er nimmt es wahr – und spricht das Werden des Subjekts an auf sein Wohin.

Dieses Wohin aber erschließt sich, allen vorschnellen Tröstungen zum Trotz, zunächst durch die Parteilichkeit des Mitleidenden und immer erst dann in den Visionen eines gelingenden Lebens. Das Wohin meiner Lebensgeschichte lässt sich nicht rational entschlüsseln, sondern nur in Bildern einer veränderten Zukunft vorwegnehmen und in den Tränen der Hörenden erfahren, die das Wunschbild meiner selbst nicht spiegeln, sondern brechen.

Literatur

- Améry, Jean 1987: Über das Altern. Revolte und Resignation. Stuttgart
- Assmann, Aleida 1991: Was ist Weisheit? Wegmarken in einem weiten Feld. In: dies. (Hg.): Weisheit. München (Archäologie der literarischen Kommunikation; 3), 15–44
- Assmann, Aleida 1995: Weisheit und Alter. In: Borsche, Tilman; Kreuzer, Johann (Hg.): Weisheit und Wissenschaft. München (Schriften der Academie du Midi; 2), 237–253
- Baltes, Margret M.; Kohli, Martin; Sames, Karl (Hg.) 1989: Erfolgreiches Altern. Bedingungen und Variationen. Bern; Stuttgart; Toronto
- Baltes, Paul B.; Margret M. Baltes 1990: Psychological perspectives on successful aging. In: dies. (eds.): Successful aging. Perspectives from the behavioral sciences. Cambridge u.a., 1–34
- Benjamin, Walter 1977: Der Erzähler. Betrachtungen zum Werk Nikolai Lesskows. In: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. II/2. Frankfurt/Main, 438–465
- Bollnow, Otto Friedrich 1962: Das hohe Alter. In: Neue Sammlung 2, 385–396
- Bourdieu, Pierre 1986: L'illusion biographiques. In: Actes de la recherche en science sociale 62/63, 69–72
- Bloch, Ernst 1985: Spuren. Frankfurt/Main
- Clayton, Vivian P.; Birren, James 1980: The Development of Wisdom across the Life Span: A Reexamination of an Ancient Topic. In: Life-Span Development and Behaviour. Vol 3. Academic Press, San Diego, 103–135
- Erikson, Erik H. 1973: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/Main
- Förster, Ulrich 1993: Weisheit und Alter. Konzeptionen von Lebensklugheit in Antike und Gegenwart, Frankfurt/M. u.a. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 11, Pädagogik; 536)
- Gennep, Arnold van 1986: Übergangsriten. Frankfurt/New York/Paris
- Heydorn, Heinz-Joachim 1980: Ungleichheit für alle. Zur Neufassung des Bildungsbegriffs. Bildungstheoretische Schriften 3. Frankfurt/Main
- Kruse, Andreas 1990: Potentiale im Alter. In: Zeitschrift für Gerontologie 23, 235–245
- Luther, Henning 1992: Identität und Fragment. Praktisch-theologische Überlegungen zur Unabschließbarkeit von Bildungsprozessen. In: ders.: Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts. Stuttgart, 160–182
- Luther, Henning 1998: Die Lügen der Tröster. Das Beunruhigende des Glaubens als Herausforderung für die Seelsorge. In: Praktische Theologie 33, 163–176
- Rentsch, Thomas 1994: Philosophische Anthropologie und Ethik der späten Lebenszeit. In: Baltes, Paul B.; Mittelstraß, Jürgen; Staudinger, Ursula M. (Hg.): Alter und Altern. Berlin/New York, 283–304
- Rosenmayr, Leopold 1983: Die späte Freiheit. Das Alter – ein Stück bewusst gelebten Lebens. Berlin
- Rott, Christoph; Oswald, Frank (Hg.) 1988: Kompetenz im Alter. Beiträge zur III. Gerontologischen Woche. Heidelberg, 02.05.–06.05.1988. Vaduz (Peutinger-Collegium. Konzepte für Heute und Morgen)
- Sloterdijk, Peter 1994: Alte Leute und letzte Menschen. Notiz zur Kritik der Generationenvernunft. Vortrag gehalten anlässlich des 2. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie in Freiburg (22.–24.9.1994). Manuskript
- Thomae, Hans 1996: Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. 3., erw. und verb. Aufl. – Göttingen/Toronto/Zürich
- Turner, Victor 1989: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt/New York
- Turner, Victor 1995: Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels. Frankfurt/Main